

© 2017 Selina Müller
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Verlag: Windsor Verlag
ISBN: 978-1-627846-21-9

Umschlaggestaltung: Julia Evseeva
Titelbild: Isabell Löwe
Korrektorat: Windsor Verlag
Layout: Julia Evseeva

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Selina Müller

Mein Date mit dem

KREBS

Für Milena, den hellsten Stern am Himmel.

PROLOG

Wir haben nur ein einziges Leben. Dieses eine Leben, für das wir viel zu selten dankbar sind. Für das wir viel zu oft unglücklich sind. Solange wir gesund sind, sollten wir glücklich sein. Denn es kann sich mit jedem Augenblinzeln ändern. Egal wo das Leben Dich hinführt: Mit den richtigen Menschen an Deiner Seite wird es der richtige Weg sein. Sei Dir darüber bewusst, dass es Möglichkeiten gibt, dieses kurze Leben retten zu können. Manchmal sind es nur ein paar Sekunden, mit denen man Großes bewirken kann.

Die Menschen, die mich kennen, werden vielleicht denken, dass die nachfolgenden Seiten meine Geschichte wäre. Ich wurde auch schon gefragt, ob das eine Biografie ist.

Vielleicht ist sie so passiert, vielleicht ist alles frei erfunden? Ich lasse eurer Fantasie freien Lauf.



Die Geräusche halten mich wach.

Immer wieder das monotone Ticken und Brummen. Tick, tick. Ruckel. Ruckel. Ein Geräusch, das selbst wenn es nicht mehr da ist in meinen Ohren klingelt. Aber jetzt ist es da.

Mustafa brummt neben mir fröhlich und steht ganz stolz da. Auf seine gefüllten Infusionsbeutel ist er wahrscheinlich besonders stolz. Je mehr an ihm dran hängt, desto stolzer ist er. Hat er volle Infusionsbeutel an sich hängen, ruckelt er nämlich so richtig glücklich vor sich hin. Er lässt die Tropfen mal schneller, mal langsamer seine Wege finden. Auch wenn ich weiß, dass er dazu beiträgt, mein Leben zu retten, könnte er das auch ein wenig leiser machen.

Abgesehen davon, dass mir auch noch sein Anzeigebildschirm ins Gesicht scheint und sich somit meine Chance einzuschlafen gegen null nähert, schlägt er sich eigentlich ganz gut.

Seine Kabel bringen mich oft um den Verstand, aber gemeinsam kriegen wir das irgendwie immer wieder in den Griff.

Das Schlimmste ist, wenn er mal keine „Luft“ bekommt. Dann piepst er ununterbrochen und schreit so lange nach Aufmerksamkeit, bis die Schwester nach einer gefühlten Ewigkeit an ihm herumdrückt oder ihn einfach wieder an den Strom anschließt. Damit gibt er sich glücklicherweise zufrieden. Hat die Schwester aber keine Zeit, kann das Piepsen schon mal 20 Minuten dauern. Nachts ist das immer wie ein Wecker für mich. Ein Wecker, obwohl ich sowieso nicht schlafen kann.

Mustafa ist übrigens mein Infusionsgerät. Seit dem ersten Tag in diesem Krankenhaus kam mir dieser Name für das Ding in den Kopf

und jetzt sind wir schon so weit, dass sogar meine Eltern das klappernde Ding so nennen. Er ist wirklich mein ständiger Begleiter im Krankenhaus.

Ich betrete die Eingangstüre zur Station und er lächelt mich schon aus dem Untersuchungszimmer an. Auf ihm klebt ein kleiner Aufkleber mit einem grinsenden Regenbogen.

Ich glaube, wenn Mustafa ein Mensch wäre, dann würden wir uns prächtig verstehen.

Er weiß, was ich will. Er versteht mich und wie es aussieht, ist er gerne in meiner Nähe.

Ich wünsche mir, dass ich das auch über ihn sagen könnte. Mir ist jeder Tag recht, an dem ich seine Geräusche nicht hören muss.

Es ist jedes Mal, als würde jemand auf mich warten. Sich freuen, mich hier zu sehen. Ich gebe ihm eine Aufgabe. Einen Sinn. Ich muss ihm eigentlich dankbar dafür sein, was er für mich gibt.

Ich bezweifle, dass sich jemand jemals so viele Gedanken über ein dämliches Infusionsgerät gemacht hat. Was für andere selbstverständlich ist, ist für mich etwas Besonderes.

Damit meine ich nicht nur Mustafa. Es sind die Kleinigkeiten, wie beispielsweise einen frischen Salat zu essen. Das passt einfach nicht in meinen Therapieplan herein. Die Keime, die da hungern könnten. Die ganz Böses mit mir anstellen könnten. Dieser unglaublich böse Salat! Menschenmengen, in Stadien, im Kino, im Restaurant – die sind für mich überhaupt nicht mehr selbstverständlich, sondern so selten, dass ich mich nicht einmal daran erinnern kann, wann ich das letzte Mal mehr als zehn Leute an einem Ort gesehen habe. Das alles passt so gar nicht in meine Chemotherapie hinein. All diese Keime könnten erhebliche Folgen haben und mich nur noch länger in diesem Krankenhaus gefangen halten.

Außerhalb des Krankenhauses hungern die Gefahren. Salate und Menschenmengen sind nur ein kleiner Teil davon.

Dass diese Welt nicht sicher ist, sollte jedem bewusst sein. Das war mir auch bewusst, bevor ich hier her kam. Sich zu fragen, warum es mich getroffen hat und nicht jemand anderen, ergibt keinen Sinn. Es gibt keine Antworten darauf und dabei sollte ich es auch belassen. Und selbst wenn es keine Antwort darauf gibt: Vielleicht ist es, weil ich stark genug dafür bin. Vielleicht habe ich deshalb Krebs.

Da ist es wieder: das bekannte Piepsen aus Mustafas Lautsprecher. Mit einem Seufzer beuge ich mich zum Schwesternknopf und drücke ihn so lange, bis das kleine grüne Licht angeht. Ich lehne mich wieder in mein Bett zurück und starre auf die Uhr, die auf meinem Nachttisch steht: 03:08 Uhr.

Die Tür öffnet sich leise und Schwester Zara schleicht sich an mein Bett. Sie geht sicherlich davon aus, dass ich gerade schlafe.

„Ich bin wach.“

Der Satz muss sie erschreckt haben, sie zuckt leicht zusammen.

„Das ist ja wohl kein Wunder bei diesem Lärm!“

Wenn Schwester Zara wüsste, dass der Lärm überhaupt nicht der Grund ist, warum ich nicht schlafen kann. Da gehen tausende Gedanken durch meinen Kopf. Das ist wahrer Lärm.

„So, ich hole dir gleich deine neue Infusion. Ist sonst alles in Ordnung?“

Ich nicke und denke, dass ist besser, als das auszusprechen, was mir wirklich durch meinen Kopf geht.

Ich schrecke auf. Ein klein wenig Schlaf hat mein Körper mir wohl doch gegönnt.

Mit noch völlig verklebten Augen, die sich kaum an die Helligkeit meines Zimmers gewöhnen, versuche ich mein Handy zu finden, das irgendwo in meiner Nachttischschublade bimmelt.

Als ich dann endlich das rechteckige Ding finde, drücke ich wie wild darauf herum, ohne zu wissen, dass es kein Wecker ist, sondern ich jemanden in der Leitung habe.

„Na, auch mal wach?“ Ich halte den Hörer an mein Ohr und grinse.

„Jetzt schon“, murmle ich und gähne absichtlich laut.

Am anderen Ende ist mein Freund Mike, mein Lebenssinn, der, der mir zeigt, wofür es sich zu kämpfen lohnt.

Bevor er mir wieder minutenlang Fragen stellt, wie man es im Krankenhaus schaffen kann, länger als bis 10 Uhr zu schlafen, obwohl jede halbe Stunde eine Schwester ins Zimmer kommt, seufze ich laut in den Hörer und frage ihn, wann er vorhat, heute vorbeizukommen.

„Deshalb rufe ich an. Du, ich bin heute Abend eingeladen. Auf einen Geburtstag und muss da noch so einige Besorgungen machen.“

„Besorgungen?“ Es klingt für mich wie eine Ausrede.

„Ich weiß, ich habe versprochen heute vorbeizuschauen, aber wie es sich anhört, geht es dir doch ganz gut.“ Ganz gut? Ich frage mich, ob er das ernst meint und ob das ein Grund ist, seine krebskranke Freundin nicht besuchen zu kommen.

Ich muss für einen Moment an das KrankenhausesSEN denken und grüble, wann ich das letzte Mal etwas Richtiges gegessen habe.

Ich lehne grundsätzlich dieses scheußliche Essen ab. Die Schwestern fragen mich nicht einmal mehr, was ich auf meinem Speiseplan haben möchte. Was davon in mich hinein kommt, kommt sowieso wieder komplett oben wieder heraus.

Ganz ehrlich, bei dem Koch kann ich das meinem Körper auch absolut nicht übelnehmen.

Ich merke, wie mein Kreislauf schwächelt und ich einfach keine Lust habe, mit Mike zu diskutieren.

„Dann wünsche ich dir ganz viel Spaß. Bis dann.“

Ich bleibe so lange auf der Ausschalttaste, bis mein Handy fragt: ‚Wollen Sie Ihr Gerät wirklich herunterfahren?‘ Ich wähle gewissenhaft das „Ja“-Kästchen.

Soll er doch auf diesen dämlichen Geburtstag gehen und seine „Besorgungen“ machen.

Ich rege mich weniger über die Tatsache auf, dass mein Freund mir gerade abgesagt hat, als darüber, dass ich nicht mehr einschlafen kann.

So oft ich mich auch wälze oder meine Augen zusammenkneife, es klappt einfach nicht. Es ist Sonntag und normalerweise ist an diesem Tag nicht viel los im Krankenhaus.

Es ist sowieso nicht viel los auf dieser Station.

Ab und zu hört man ein Kind im Nebenzimmer schreien, ein Infusionsgerät piepsen oder dessen Rollen über den Flur quietschen.

Über meinem Bett hängt ein Maßband, 20 Zentimeter lang. Das sind die Tage, die ich hier am Stück verbringen muss für diesen Teil der Chemotherapie.

Jeden Tag streiche ich einen Zentimeter vom Maßband weg.

So haben die das früher bei der Bundeswehr gemacht. Das glaube ich zumindest, denn so habe ich es einmal in einem Film gesehen.

Ich liebe Rituale, vor allem jene, die kaum einer macht oder kennt.

Dann fühlt man sich gewissermaßen wie etwas Besonderes. Das hilft mir, weil ich oft daran zweifle, ob ich das wirklich bin. Etwas ganz Besonderes.

Habe ich eine „ganz besondere“ Glatze?

Habe ich „ganz besonders“ tiefe und schöne Narben?

Habe ich „ganz besonders“ schöne Kotze nach der Chemo?

Oder bin ich einfach „ganz besonders“ bescheuert, mir einzureden, ich wäre nicht „ganz besonders“?

Meine Gedanken sind kompliziert und es scheint für mich wie ein Labyrinth, aus meinen Gedankengängen zu gelangen.

Ich habe gehört, wenn man immer rechts an einer Labyrinthwand entlang geht, kommt man irgendwann hinaus. Immer rechts halten und man hat es geschafft.

So kompliziert wie sich ein Labyrinth anhört, kann es doch dann gar nicht sein. Nur kennen die Menschen diesen Trick eben nicht.

Das ist, als würde man auf einer einsamen Insel sein und es ist so kalt, dass man sich am liebsten ein Feuer machen würde. Man weiß allerdings nicht, wie man Feuer machen kann. Dabei wissen das andere Menschen.

Genauso ist es mit den Gedanken in meinem Kopf. Andere denken, sie wüssten wie ich diese schlechten, pessimistischen Gedanken loswerden könnte. Sie denken, sie haben die eine Lösung für mich.

Das bringt mir nur leider nichts, denn den Weg aus dem Labyrinth muss ich selbst finden.

Gedankenverloren starre ich auf die Wand gegenüber, an der ein Bild von zwei Gänsen hängt. Was sich der Künstler dabei gedacht hat?

Wahrscheinlich wurde das Bild in der Kunsttherapie gezeichnet und danach hier aufgehängt.

Wie kommt man denn auf Gänse? Da gibt es eindeutig schönere Vögel.

Es klopft an der Tür und ich bin mir sicher, dass es die Krankenschwester ist, um meine anstehende Blutabnahme anzukündigen.

Ich grummle ein leises „Ja“ und drehe meinen Kopf in Richtung Tür. Die Tür öffnet sich und ein Junge steht im Türrahmen mit einer grauen, modischen Mütze auf seinem Kopf.

„Hey!“ Völlig verwirrt schaue ich ihn an und versuche in meinem Kopf, sein Gesicht identifizieren zu können.

„Hallo?“, erwidere ich fragend und bin mir nun sicher, dass ich diesen Typen noch nie zuvor in meinem Leben gesehen habe.

„Ich bin Louis, akute lymphatische Leukämie, Zimmer 9. Ich habe auf deinem Zimmerschild gesehen, dass du keines der kleinen Kinder hier sein kannst und dachte, ich schau mal rein, ob es hier geile Weiber gibt.“

„Ich ... äh ... was?“ Total verdattert suche ich nach Worten.

„Ich mach doch nur Spaß. Schön, dass du hier bist. Also nicht schön, dass du Krebs hast, aber beruhigend zu wissen, dass ich nicht der einzige Patient bin, der älter als zehn Jahre ist.“

Ich muss grinsen. Charmant ausgedrückt und recht hat er auch noch. Ich sehe immer nur Kinder mit ihren Eltern auf dieser Station.

„Ich habe hier auch noch keinen gesehen, der ungefähr an mein Alter kommt.“

Ich beobachte ihn und habe mir in diesem Moment widersprochen. Viel älter als ich kann er nicht sein. Sein Blick huscht zu dem kleinen Tisch, der am anderen Ende des Zimmers steht und bleibt an den Stühlen kleben.

Ich werde ihm erst mal nicht anbieten, sich setzen zu dürfen. Wer weiß, wann ich ihn dann wieder los bekomme. Ich bin immer noch verwirrt, dass er hier in meinem Zimmer steht. In meiner Enttäuschung über Mike wünsche ich mir gerade einfach keine Gesellschaft. „Hast du heute etwas geplant?“, fragt er und legt seinen Kopf leicht schief.

„Klar, 13:00 Uhr Chemo, dann wird das Zeug durchgespült mit mindestens zwei Infusionen Kochsalzlösung und anschließend wollen die heute noch ein großes Blutbild machen.“

„Bekommst du MTX?“

„Asparaginase.“

„Mies. Wie sieht es bei deiner Schleimhaut aus? Hast du eine Mukositis zurzeit?“

„Zum Glück nicht.“

Das Gespräch ist fremd, aber doch vertraut. Er spricht meine Sprache und ich verstehe seine.

„Eigentlich wollte ich dich fragen, ob du irgendetwas geplant hast, das nicht mit Krankenhaus zu tun hat.“

„Ist schwer in einem Krankenhaus.“ Er schmunzelt.

Man sieht ihm an, dass er mit meiner Schlagfertigkeit nicht gerechnet hat. Louis atmet tief ein und sein Brustkorb wird größer.

„Du machst dir das Leben unnötig schwer. Lass uns doch einfach was unternehmen.“

Der Junge hat sie doch nicht mehr alle. Er kommt in mein Zimmer hereingeschneit und möchte direkt ein Date mit mir.

Er denkt, ich hätte hier nichts zu tun, was ich zugegebenermaßen auch wirklich nicht habe, aber das lasse ich mir doch nicht unter die Nase reiben.

Was unternehmen – einmal über den Flur laufen mit Mustafa? Einen Tee in der Küche holen zusammen? Der hatte Vorstellungen.

„Ich bekomme Besuch“, lüge ich und bekomme ein flaues Gefühl im Magen. Schön wäre es, wenn mein Besuch wirklich kommen würde.

„Du bist wohl doch verplant. Madame hat also zu tun. Dann will ich mal nicht weiter stören.“

Er lässt mich mit einem letzten, verschmitzten Grinsen allein zurück, dreht sich an der Tür ein letztes Mal um und zwinkert: „Zimmer 9, wenn dein strikter Terminplan das zulässt.“

Schwester Luise ist gerade dabei, einen zweiten Beutel an Mustafa zu hängen.

Die Begegnung mit Louis geht mir nicht aus dem Kopf.

Mein Kopf glüht seit einer Stunde sowieso durchgehend, was Schwester Luise nicht unentdeckt bleibt.

„Soll ich dir eine Kompresse bringen? Vergiss nicht, deine Medikamente gleich zu nehmen!“

Ich nicke und antworte damit einerseits auf ihre Frage, andererseits erwidere ich ihre Aufforderung.

„Ich hole dir schnell eine. Bis dahin will ich, dass du deine Medikamente genommen hast. Ich will dich nicht kontrollieren müssen. Das Thema hatten wir schon.“

Ihre Worte machen mich wütend und ich hoffe, dass sie schnell mein Zimmer verlässt.

„Das Fieberthermometer bringe ich auch gleich mit. Bin gleich wieder da.“

Die soll sich gar nicht erst beeilen.

Meine Medikamente habe ich immer ganz unten in meiner Kultur- tasche, damit ich sie nicht sehen muss. Ich nehme sie und weiß auch wie wichtig diese für meine Heilung sind, trotzdem möchte ich sie einfach nicht ständig in meinem Blickfeld haben. Da kommt es leider mal vor, dass man die ein oder andere Tablette vergisst.

Ich quäle mich schweren Herzens aus dem Bett heraus und schlürfe zum Schrank, greife in meinen Kulturbeutel und trenne eine Tablette aus dem Blister heraus.

Ich sammle ausreichend Spucke in meinem Mund zusammen, werfe die Tablette ein und schlucke sie. Ich spüre, wie sie meinen Hals hin- unter gleitet und stelle mir vor, wie sie bald in meinen Magen landen wird. Dort kann sie ihren ganzen Geschwistern Hallo sagen.

Auf dem Weg zurück zum Bett nehme ich mir vor, meiner besten Freundin Maja eine Nachricht zu schreiben und ihr von Louis zu erzählen. Doch mein Bildschirmhintergrund hindert mich daran.

Mike und ich schauen fröhlich in die Kamera und heben stolz unsere Glühweinbecher hoch. Das war letztes Jahr Dezember auf dem Weih- nachtsmarkt.

Schon ist wieder ein Jahr vergangen.

Wir haben Juli und seit Januar quäle ich mich mit meinem Alltags- krebs herum.

Auf dem Foto habe ich lange, braune Haare, sie sind zu einem seitli- chen Zopf geflochten.

Ich fasse mir seufzend mit einer Hand an meinen kahlen Kopf und realisiere wieder, wie sehr ich meine Haare doch vermisse.

Das Hintergrundbild ist veraltet, aber es erinnert mich an eine Zeit, die es vor dem Krebs gegeben hat.

Eine schöne, unbeschwerte Zeit. Eine Zeit voller Gesundheit und ohne große Sorgen.

Sorgen, die einem größer erscheinen, als sie sind, aber das merkt man natürlich erst dann, wenn man mit richtigen Sorgen lernen muss um- zugehen.

Mike und ich sind vor etwa 2 1/2 Jahren zusammengekommen.

Ich bin damals bei einer Freundin eingeladen gewesen. Wir haben Pizza gegessen und haben gequatscht, hatten eine Kiste Wein besorgt und haben uns die gute Laune angetrunken.

Nach und nach sind Freunde und Freundinnen gekommen und die haben wiederum weitere Freunde mitgebracht. Die Silvesternacht ist völlig aus dem Ruder gelaufen, da meine Freundin mit so vielen Gästen nicht gerechnet hat.

Am Ende habe ich die meiste Zeit auf dem Balkon gestanden, weil die Wohnung total von Menschen überfüllt gewesen ist. Es sind Minusgrade gewesen und ich habe auf das neue Jahr gewartet.

Aus der überfüllten Wohnung ist dann plötzlich Mike auf den Balkon gekommen und hat gefragt, was ich dort draußen täte.

Ich bin betrunken gewesen und das hat er anscheinend auch bemerkt. „Es ist viel zu voll da drin“, habe ich Mike entgegnet.

„Sicher, dass nicht du diejenige bist, die zu voll ist?“

So sind wir ins Gespräch gekommen.

Wenn ich etwas trinke, rede ich viel, sehr viel, aber das scheint ihn nicht gestört zu haben.

Hätten wir die Anderen nicht kreischen gehört und wären die Feuerwerkskörper nicht in den Himmel geschossen worden, dann hätten wir glatt null Uhr verpasst.

Er hat dann zu mir gemeint, wir haben schon seit letztem Jahr geredet, obwohl es nicht länger als eine Stunde gewesen ist.

Nach der Silvesternacht habe ich dann erst einmal nichts mehr von ihm gehört, wir haben an der Silvesternacht keine Nummern ausgetauscht.

Als er dann schon fast wieder aus meinem Kopf verschwunden war, habe ich ihn bei einer WG- Einweihungsfeier wieder getroffen und wir haben einfach weitergeredet, als hätten wir seit Silvester nicht damit aufgehört. Wir haben uns immer öfter getroffen und irgendwann ist es dann gekommen, dass wir zusammen gewesen sind.

Ich habe mich schnell in ihn verliebt und ich habe gewusst, dass uns beide nichts trennen konnte.

Selbst meine Diagnose hat uns beide nicht getrennt.

Mike gab und gibt immer noch so viel für mich und ich weiß nicht, wie ich ihm das jemals zurückgeben oder meine Dankbarkeit ihm gegenüber ausdrücke kann. Er liebt mich wie ich bin und das ist das, was ich so sehr an ihm schätze.

Er liebt mich mit und ohne meine Haare, mit und ohne meine Narben, mit und ohne meinen Krebs. Er liebt das Mädchen, welches zu Hause vor dem Fernseher sitzt genauso sehr wie das Mädchen, das

völlig erschöpft im Krankenhausbett liegt. Er lenkt mich von all den schlimmen Dingen ab. Bei ihm muss ich mich nicht verstellen und ich kann immer damit rechnen, dass er alles dafür tun würde, dass es mir gut geht. Doch dieser Mike ist nicht da und wird heute auch nicht mehr kommen.

Mit einer Mischung aus Wut und Enttäuschung schmeiße ich mein Handy ans andere Bettende. Es verwirrt mich selbst, dass mich ein Geburtstag so wütend machen kann.

Dann dieser Junge, der einfach in mein Zimmer kommt und fragt, ob ich etwas geplant habe. Ein wenig neugierig bin ich schon. Kurz spiele ich sogar mit dem Gedanken, aufzustehen und Zimmer 9 zu betreten.

Da kommt schon Schwester Luise mit dem Thermometer und einer Kompresse ins Zimmer herein. Sie reicht mir das kühle Mittel gegen meine Kopfschmerzen und steckt mir unangekündigt das Thermometer ins Ohr.

Es gibt einen kleinen Pieps von sich und Schwester Luise meint, es wäre alles im grünen Bereich. Mit diesen Worten dreht sie sich auch schon wieder um und verschwindet.

Normalerweise habe ich nach einem Beutel Chemotherapie Fieber. Ich fürchte mich vor den Nächten nach der Chemogabe, da diese meist am schlimmsten sind. Das heißt nicht, dass die anderen Nächte nicht schlimm wären.

Ich schalte den Fernseher an und zappe durch die Kanäle.

Nachdem mir die Ärztin Blut abgenommen hat, habe ich keine Termine mehr für heute.

Es wird langsam dunkel und ich frage mich, ob es heute Abend regnen wird.

Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten. Es prasselt gegen die Fensterscheibe und dicke Tropfen wandern hinunter.

Mike bekommt von dem Regen bestimmt gerade nichts mit. Der kippt sich ein Bier nach dem anderen und macht sich keine Gedanken darüber, was der Himmel da herunterlässt. Ich bin sauer, weil ich ihn heute wirklich gerne gesehen hätte.

Ich stelle mir die Frage, ob ich in Zimmer 9 hätte gehen sollen. Andererseits hätte er doch auch noch einmal nach mir schauen können und nicht gleich locker lassen! Schließlich wollte er doch Zeit mit mir verbringen.

Ich stecke Mustafas Kabel aus seiner Steckdose, rolle mit ihm bis zur Fensterbank und mache es mir dort bequem.

Mein großes Zimmerfenster bietet mir eine gute Sicht auf die verregnete Außenwelt. Da das Fenster einen Spalt geöffnet ist, steigt mir der Regengeruch in die Nase.

Ich vermisse den Regen, auch wenn er mir so nah ist.

Immer lauter höre ich ihn gegen mein Zimmerfenster prasseln.

Den Regen zu beobachten, kam mir lange nicht so schön vor. Vielleicht auch, weil ich es lange nicht getan habe.

Es erfüllt mich, ich spüre eine Sehnsucht danach in mir.

Ich strecke die Nase nah an den kleinen Fensterschlitz und der Geruch nach Regen wird immer intensiver. Ich will ihn spüren, ich will ihn schmecken, ich will einfach da raus.

Ich berühre mit meinen Fingerspitzen das Fensterglas. Es ist kalt und ein Regentropfen folgt meiner Fingerspitze, als ich ihn auf seinem Weg entlang der Scheibe begleite. Ich blicke nach unten und zwischen der Dunkelheit und dem Regen erkenne ich ein Gesicht, das mir heute schon einmal begegnet ist – Louis.

Ich erkenne seinen hellen, kahlen Kopf inmitten der Regendichte.

Sein Blick ist auf mein Fenster gerichtet und als er sieht, dass ich ihn entdeckt habe, bilden seine Mundwinkel ein breites Grinsen.

Er hebt die linke Hand und winkt. Ich schüttele den Kopf und halte ihn für verrückt.

Die Krebsstation darf nicht von Patienten verlassen werden, es sei denn diese habe eine Untersuchung außerhalb der Station oder werden nach Hause entlassen. Es herrschen strikte Regeln, um das Ansteckungsrisiko zu verringern.

Er steht da unten und legt fragend seinen Kopf schief. Denkt er wirklich, dass ich da jetzt herunterkomme?

Ich drehe mich zu Mustafa um und verfolge mit meinen Augen sein Kabel bis zu meinem Venenzugang über der rechten Brust. „Klingt es verrückt?“, frage ich ihn. Mustafa blinkt zweimal auf.